

Eher Kunstgewerbe denn Kunst: "Adam's Passion" von Arvo Pärt und Robert Wilson im Konzerthaus Berlin

VON PETER UEHLING

Arvo Pärt und Robert Wilson: Da haben sich zwei gefunden. Zwei, die mit ihren widerständigen Arbeiten in den Siebzigern groß herauskamen und danach mit mehr oder weniger Glück ihren einmal gefundenen Stil pflegten. Zwei, deren Widerstand in der Verweigerung von moderner Geschwindigkeit, aber auch von Sinn bestand. Auf der Grundlage von vier Werken Pärts hat Wilson das Bühnenwerk "Adam's Passion" geschaffen, das nach seiner Uraufführung zu Pärts 80. Geburtstag in Tallinn für DVD produziert wurde und am Dienstag im

Berliner Konzerthaus zu hören war.

Bei Pärt von einer "Verweigerung von Sinn" zu sprechen, mag kühn klingen angesichts seiner dezidiert christlichen Haltung. Aber es gehört zu den von Pärt selbst gepflegten Mythen seiner Kunst: Er erzählt von der Begegnung mit einem Mönch, der ihm sagte, es seien schon alle Gebete geschrieben, jetzt ginge es um "Vorbereitung". Pärts Musik geht es um die Präsentation des Textes, nicht um seine Auslegung, sei sie expressiv oder sinndeutend. In seiner "Passio" ging er so weit, jedem Wort einen Takt zu widmen, ein musikalisch sinnloses Verfahren, das aber noch einmal der Idee des direkt göttlich inspirierten, auch noch in der unscheinbaren Präposition heiligen und daher wichtig zu wiegenden Wortes verpflichtet ist.

Der Ausdruck von Pärts Musik ist immer gleich: Beladen, traurig, verzagt. So lange Pärt diesen Ausdruck technisch eng und präzise fasste, wie in "Tabula rasa" und anderen Werken, hatten seine Kompositionen eine nie dagewesene Qualität. Da solche Musik nicht 30 Jahre lang durchzuhalten ist, manövrierte sich Pärt aus seiner Tintinnabuli-Sackgasse wieder heraus, aber die Öffnung der Strukturen legte die Banalität seiner musikalischen Formulierungen offen. "Adam's Lament" von 2010 will nun doch die expressiven Kurven des Textes, Adams Klage um das verlorene Paradies, nachzeichnen. Teils klingt das wie aus früheren Pärt-Partituren zitiert, teils

wie unbeholfene Filmmusik, einen tragenden Gedanken findet das Hören nicht mehr.

Ist der nackte Mann, der während dieser Musik langsam von hinten nach vorne schreitet und sich dann einen Zweig aufs Haupt drückt, dieser Gedanke? Wilson hat das Konzerthaus durchgreifend verändert, der Blick aufs Podium ist von schwarzem Tuch und einer Leinwand für das typisch mild-opake Wilson-Licht verhängt, zwischen die Reihen des Parketts führt ein schwarzer Weg, das Konzerthausorchester unter Leitung von Tonu Kaljuste spielt von der Rang-Mitte aus, und die Nebelmaschine arbeitet ununterbrochen unter leisem Dröhnen. Es treten im Lauf von eineinhalb Stunden zu den Klängen von "Adam's Lament", "Tabula rasa", "Miserere" und dem eigens komponierten, äußerst schwachen Instrumentalstück "Sequentia" außerdem zwei knollige, fuchtelnde Männchen auf, die schlanken, strengen, schreitenden Wilson-Frauen, Kinder mit HJ- oder BDM-Trachten und Maschinenpistolen, Japaner und andere Opfer-Täter-Imagos.

Es scheint sinnlos, dem Abend seine Langsamkeit und inhaltliche Leere vorzuwerfen; beides war angekündigt durch die Namen der Künstler. Und es ist offenbar auch etwas, das gesucht wird: Das Haus war voll und der Autor des Programmhefttextes bringt diese Kunst auf den plakativ-zeitgeistigen Nenner der "Entschleunigung".

Nur müsste in der Langsamkeit auch etwas sichtbar werden, was der komprimierten Wahrnehmung entgeht. Die Erfahrung gedehnter Zeit, von innerem Leerwerden mag seelisch-spirituell wertvoll sein, und warum nicht die Kunst dafür heranziehen, indem sie Wahrnehmung bewusst machen und öffnen kann.

Aber ob so etwas in die Öffentlichkeit gehört, darüber wird man reden müssen. Denn spirituelle Angebote sind insofern keine Kunst, als sie gegen diskursive Kritik immun sind. Sie nähern sich der Dienstleistung: Stellt sich der erwartete innere Effekt ein oder nicht? Als Kunst, auch das ist nicht neu, eignet solchen Abenden ein totalitärer Gestus, der durch die Inhaltslosigkeit des Ganzen vermutlich harmlos bleibt, aber im Kult um die Autoren schnell Züge von Intoleranz annimmt. Indes konnte man dem Applaus am Ende keine echte Begeisterung anhören - ein gutes Zeichen dafür, dass dieses Kunstgewerbe seine Zeit gehabt haben könnte.

Noch einmal am 29. 3. im Konzerthaus.